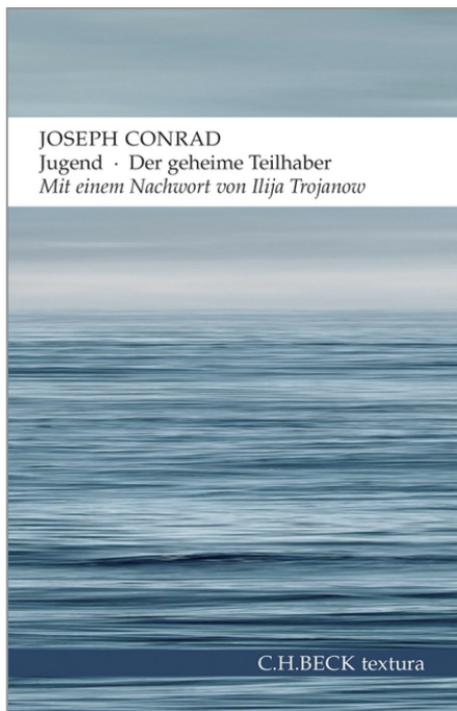


Unverkäufliche Leseprobe



Joseph Conrad
Jugend - Der geheime Teilhaber
Zwei Erzählungen
Aus dem Englischen von Richard Fenzl u.a.

143 Seiten, Klappenbroschur
ISBN: 978-3-406-64491-7

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/11255940>

Das Folgende hätte sich nirgendwo zutragen können als in England, wo die Menschen und die See sich sozusagen wechselseitig durchdringen – weil die See für die meisten Menschen eine Rolle spielt und die Menschen etwas oder alles über die See wissen, sei es vom Sport, vom Reisen oder vom Broterwerb her.

Wir saßen um einen Mahagonitisch, der die Flasche, die Rotweingläser und, da wir die Ellbogen aufstützten, die Gesichter widerspiegelte. Zu unserer Runde gehörten ein Direktor von Handelsunternehmen, ein Buchhalter, ein Rechtsanwalt, Marlow und ich. Der Direktor war Conway-Schiffsjunge gewesen, der Buchhalter war vier Jahre zur See gefahren, der Rechtsanwalt – ein großartiger eingefleischter Tory, Anhänger der Hochkirche, der beste alte Kerl und die Rechtschaffenheit in Person – war Erster Offizier im Dienst von P&O gewesen, in der guten alten Zeit, als die Postboote noch mindestens zwei rahgetakelte Masten hatten und das Chinesische Meer vor einem günstigen Monsun mit allen Leesegeln runterrauschten. Wir alle hatten unser Leben in der Handelsmarine begonnen. Zwischen uns fünf gab es als starkes Band die See, auch die für den Beruf typische Kameradschaft, die sich durch keine noch so große Begeisterung für Segelsport, Kreuzfahrten und so weiter erzeugen lässt; denn all das ist bloß Kurzweil des Lebens, das andere ist das Leben selbst.

Marlow (ich glaube wenigstens, dass er sich so schrieb) erzählte die Geschichte oder vielmehr die Chronik einer Reise:

Ja, ich habe die Meere des Ostens ein wenig kennengelernt; aber am besten erinnere ich mich an meine erste Reise dorthin. Ihr wisst ja, dass es Reisen gibt, die der Erklärung des Lebens zu dienen scheinen, Reisen, die als Sinnbild des Daseins gelten könnten. Man kämpft, arbeitet, schwitzt, bringt sich manchmal fast um, bringt sich mitunter wirklich um, in dem Bestreben, etwas zu schaffen – und man schafft es nicht. Und zwar ganz ohne eigenes Verschulden. Man bringt einfach nichts zustande, weder Großes noch Kleines, rein gar nichts, nicht einmal eine alte Jungfer zu heiraten – oder eine lumpige Ladung von sechshundert Tonnen Kohle in ihren Bestimmungshafen zu bringen.

Es war in jeder Hinsicht eine unvergessliche Geschichte. Es war meine erste Reise in den Osten und meine erste Reise als Zweiter Steuermann; es war auch das erste Kommando meines Kapitäns. Ihr werdet zugeben, dass es für ihn an der Zeit war. Er war wenigstens sechzig; ein kleiner Mann mit breitem, nicht sehr geradem Rücken, mit hängenden Schultern und mit Beinen eins krummer als das andere; er sah so komisch verrenkt aus, wie man es oft bei Leuten findet, die auf dem Feld arbeiten. Sein Nussknackergesicht – Kinn und Nase versuchten, über einem eingefallenen Mund zusammenzukommen – war umrahmt von stahlgrauem lockeren Haar, das wie ein baumwollener, von Kohlestaub besprenkelter Kinnriemen aussah. In diesem alten Gesicht hatte der Mann blaue Augen, die erstaunlich jungenhaft wirkten, mit jenem treuherzigen Ausdruck, den sich ganz einfache Menschen dank einem sel-

tenen Wesenszug von Herzenseinfalt und Redlichkeit bis ans Ende ihrer Tage bewahren.

Was ihn dazu brachte, mich zu nehmen, war mir ein Rätsel. Ich kam von einem großartigen australischen Klipper, auf dem ich Dritter Offizier gewesen war, und er schien gegen großartige Klipper voreingenommen zu sein: Sie seien aristokratisch und hochgestochen. Er sagte zu mir: «Wissen Sie, auf dem Schiff hier werden Sie arbeiten müssen.» Ich erwiderte, dass ich auf jedem Schiff, auf dem ich gewesen sei, hätte arbeiten müssen. «Oh, aber das hier ist anders, und ihr Herren von den großen Schiffen ... na ja! Wahrscheinlich werden Sie's schaffen. Treten Sie morgen an!»

Ich trat tags darauf an. Das war vor zweiundzwanzig Jahren; und ich war eben zwanzig. Wie doch die Zeit vergeht! Es war einer der glücklichsten Tage meines Lebens. Stellt euch das vor! Erstmals Zweiter Steuermann – ein Offizier mit wirklicher Verantwortung! Nicht um ein Vermögen hätte ich meine neue Koje abgegeben. Der Erste musterte mich gründlich. Auch er war ein alter Kerl, doch von anderem Schlag. Er hatte eine Römernase und einen langen schneeweißen Bart; er hieß Mahon, bestand aber darauf, dass sein Name «Mann» auszusprechen sei. Er hatte gute Beziehungen; doch das Glück war nicht auf seiner Seite, und er war nie recht vorangekommen.

Was den Kapitän anlangt, so war der jahrelang auf Küstenfahrern, dann im Mittelmeer und zuletzt im Westindienhandel gewesen. Er hatte keines der Kaps gerundet. Schreiben konnte er bloß unbeholfene Krakel, von Aufzeichnungen hielt er überhaupt nichts. Beide waren natürlich sehr erfahrene Seeleute, und zwischen diesen beiden alten Kerlen kam ich mir vor wie ein kleiner Junge zwischen zwei Großvätern.

Auch das Schiff war alt. Es hieß *Judea*. Sonderbarer Name, nicht wahr? Es gehörte einem Mann namens Wilmer oder Wilcox oder so ähnlich; er ist seit zwanzig oder mehr Jahren bankrott und tot, und sein Name tut nichts zur Sache. Die *Judea* hatte endlos lang im Hafenbecken von Shadwell aufgelegt. Ihr könnt euch ihren Zustand vorstellen. Sie war voll Rost, Staub und Schmutz – die Toppen verrußt, und dreckig das Deck. Für mich war es, als wäre ich aus einem Palast in ein baufälliges Cottage geraten. Die *Judea* war ein Schiff von etwa vierhundert Tonnen. Sie hatte eine einfache Ankerwinde, hölzerne Türriegel, nirgendwo ein Stückchen Messing, ein mächtiges plattes Heck. Unter den großen Lettern des Namens waren am Heck eine Menge Verzierungen, von denen die Vergoldung abgeblättert war, sowie eine Art Wappen mit der Devise «Do or Die», «Handle oder Stirb». Ich entsinne mich, dass mir der Spruch ungeheuer gut gefiel. Ein Hauch Romantik steckte darin, etwas, das mich den alten Kasten lieben ließ – etwas, das meine Jugend ansprach.

Wir verließen London in Ballast – Sand-Ballast –, um in einem nördlichen Hafen eine Ladung Kohle für Bangkok aufzunehmen. Bangkok! Ich war begeistert. Ich war sechs Jahre zur See gefahren, hatte aber nur Melbourne und Sidney gesehen, sehr anständige Orte, reizend in ihrer Art – aber Bangkok!

Unter Segeln arbeiteten wir uns aus der Themse hinaus, mit einem Lotsen für die Nordsee an Bord. Er hieß Jermyn und drückte sich den lieben langen Tag in der Kombüse herum, wo er vor dem Ofen sein Taschentuch trocknete. Anscheinend schlief er nie. Er war ein trübsinniger Mensch, an dessen Nasenspitze ständig ein Tropfen glänzte; er hatte entweder Verdruss gehabt oder hatte gerade Verdruss oder erwartete

Verdruss – jedenfalls war er nur froh, wenn was schiefging. Er misstraute meiner Jugend, meinem gesunden Menschenverstand und meinem seemännischen Können und legte es darauf an, mir das auf hundert kleine Arten zu zeigen. Vermutlich hatte er recht. Ich wusste damals wohl sehr wenig und weiß jetzt nicht viel mehr; doch bis zum heutigen Tag hege ich einen Groll gegen diesen Jermyn.

Nach einer Woche hatten wir uns bis auf die Höhe von Yarmouth Reede vorgearbeitet, und dann liefen wir in einen Sturm – den berüchtigten Oktobersturm vor zweiundzwanzig Jahren. Wind, Blitze, Schneeregen, Schnee – und die See war furchterregend. Wir waren sehr rank, und wie schlimm es war, könnt ihr euch vorstellen, wenn ich euch sage, dass Teile des Schanzkleids zerschlagen wurden, was zur teilweisen Überspülung des Oberdecks führte. In der zweiten Nacht verrutschte der Ballastsand nach Lee, und unterdessen waren wir irgendwo auf die Doggerbank abgetrieben worden. Es blieb uns nichts übrig, als mit Schaufeln nach unten zu steigen und zu versuchen, das Schiff aufzurichten. Da waren wir nun in der Weite des Laderaums, der finster war wie eine Höhle. Die Talglichter auf den Decksbalken flackerten, der Sturm heulte über uns, das auf der Seite liegende Schiff wurde wie wild hin und her geworfen. Alle waren wir da: Jermyn, der Kapitän, jeder; wir konnten uns kaum auf den Beinen halten; wir alle waren mit dieser Totengräberarbeit beschäftigt; wir versuchten, nassen Sand schaufelweise nach Luv zu werfen. Bei jedem Sturz in ein Wellental konnte man im trüben Licht undeutlich sehen, wie Männer mit einem großen Schaufelschwung umfielen. Einer der Schiffsjungen (wir hatten zwei), beeindruckt von der Unheimlichkeit der Szene, weinte, als wollte

ihm das Herz brechen. Irgendwo im Dunkeln konnten wir ihn schluchzen hören.

Am dritten Tag legte sich der Sturm, und bald darauf nahm uns ein Schlepper aus dem Norden auf den Haken. Wir brauchten insgesamt sechzehn Tage von London bis zum Tyne. Als wir ins Dock kamen, hatten wir unseren Ladetermin ver­ säumt, und man verholte uns an einen Liegeplatz, wo wir einen Monat lang blieben. Mrs Beard (der Kapitän hieß Beard) kam aus Colchester, um den Alten zu besuchen. Sie wohnte an Bord. Die Mannschaft hatte abgemustert, geblieben waren nur die Offiziere und ein Schiffsjunge und der Steward, ein Mulatte, der auf den Namen Abraham hörte. Mrs Beard war eine alte Frau mit einem Gesicht, das runzlig und rot war wie ein Apfel im Winter, und mit einer Figur wie ein junges Mädchen. Einmal sah sie mich einen Knopf annähen, und da bestand sie darauf, meine Hemden zum Ausbessern zu bekommen. Das war ganz anders als bei den Kapitänsfrauen, die ich auf den großartigen Klippen erlebt hatte. Als ich ihr die Hemden brachte, sagte sie: «Und die Socken? Die müssen bestimmt gestopft werden, und Johns – Käpten Beards – Sachen sind jetzt alle in Ordnung. Ich hätte gern etwas zu tun.» Gott segne die alte Frau! Sie sah meine Ausrüstung gründlich durch, und währenddessen las ich zum ersten Mal *Sartor Resartus* und Burnabys *Ritt nach Khiva*. Von Ersterem verstand ich zunächst nicht viel; aber ich entsinne mich, dass mir seinerzeit der Soldat lieber war als der Philosoph; eine Vorliebe, die das Leben bloß noch bestärkt hat. Der eine war ein Mann, und der andere war entweder mehr – oder weniger. Nun, sie sind beide tot, und Mrs Beard ist tot, und Jugend, Kraft, Genie, Gedanken, Taten, schlichte Herzen – alles stirbt. Es hat nichts zu sagen.

Schließlich wurden wir beladen. Wir heuerten eine Mannschaft an. Acht Vollmatrosen und zwei Schiffsjungen. Eines Abends verholten wir an die Tonnen bei den Dockschleusen, klar zum Auslaufen und mit ziemlich guter Aussicht, die Reise am nächsten Tag zu beginnen. Mrs Beard sollte mit einem späten Zug nach Hause fahren. Als das Schiff festgemacht war, gingen wir zum Tee. Während der Mahlzeit blieben wir ziemlich schweigsam – Mahon, das alte Ehepaar und ich. Ich war als Erster fertig und verzog mich, um eine zu rauchen; meine Kabine lag in einem Deckshaus unmittelbar an der Achterhütte. Es war Hochwasser, eine frische Brise wehte, es nieselte; die beiden Schleusentore zum Hafen standen offen, und in der Dunkelheit fuhren die Kohlendampfer ein und aus, mit hell leuchtenden Lichtern, beträchtlich schlagenden Schiffsschrauben, rasselnden Winschen und unter lauten Zurufen von den Molenköpfen her. Ich beobachtete die lange Reihe der Topplichter, die hoch oben, und die der grünen Lichter, die tief unten durch die Nacht dahinglitten, als mich plötzlich ein roter Schimmer anfunkelte, verschwand, wieder sichtbar wurde und blieb. Der Bug eines Dampfers tauchte in nächster Nähe auf. Ich brüllte in die Kajüte hinunter: «Kommt hoch, schnell!», und hörte dann eine aufgeschreckte Stimme fern im Dunkeln sagen: «Stoppen Sie auf, Sir!» Eine Glocke bimmelte. Eine andere Stimme rief warnend: «Wir laufen genau auf diese Bark zu, Sir.» Die Antwort darauf war ein barsches «Schon gut!», und als Nächstes folgte ein heftiges Krachen, als uns der Dampfer mit seinem breiten Bug in Höhe des Vortopps streifte. Einen Augenblick lang herrschte Verwirrung, Geschrei und Gerenne. Dampf entwich röhrend. Dann hörte man jemanden sagen: «Alles klar, Sir.» ... «Ist bei Ihnen alles in Ordnung?»

fragte die barsche Stimme. Ich war nach vorn gesprungen, um mir den Schaden anzusehen, und rief zurück: «Ich glaube ja.» «Zurück Geringste», sagte die mürrische Stimme. Eine Glocke bimmelte. «Was ist das für ein Dampfer?», schrie Mahon. Inzwischen war das Schiff für uns bloß noch ein mächtiger Schatten, der ein bisschen weiter weg herummanövrierte. Sie riefen uns irgendeinen Namen zu – einen Frauennamen, Miranda oder Melissa oder irgend sowas.

«Das bedeutet einen weiteren Monat in diesem schmutzigen Loch», sagte Mahon zu mir, während wir mit Laternen das zersplitterte Schanzkleid und die zerrissenen Brassens in Augenschein nahmen. «Aber wo ist der Kapitän?»

Die ganze Zeit über hatten wir von ihm nichts gehört und gesehen. Wir gingen nach achtern, um nachzuschauen. Irgendwo von der Mitte des Hafenbeckens her erhob sich eine klagende Stimme: «*Judea*, ahoi!» ... Wie zum Teufel war er dorthin gekommen? ... «Hallo!» brüllten wir. «Ich treibe in unserem Boot ohne Riemen», rief er zurück. Ein verspäteter Fährmann bot seine Dienste an, und Mahon handelte mit ihm aus, er solle unsern Kapitän für eine halbe Krone längsseits schleppen; doch es war Mrs Beard, die zuerst die Leiter herauf kam. Fast eine Stunde lang waren die beiden bei diesem kalten Sprühregen im Hafenbecken umhergetrieben. Ich war nie in meinem Leben so verblüfft.

[...]

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de